

In einer umfangreichen Einleitung nimmt der Verf. Gelegenheit, sich mit Johannes Schmid's Verwandtschaftstheorie auseinanderzusetzen. Seine Einwendungen gegen Schmid sind sehr beachtenswert. Er erkennt Schmid's Differenzierungsprincip als einen berechtigten Factor an, wenn er auch dessen Anwendung auf das Sabotaische und Wärische zurückweist. Als anderen Hauptfactor bringt er aber auch das der Stammbaumsynthese zu Grunde liegende Princip mit in Rechnung, wonach Sprachverschiedenheiten entstehen durch Auswanderung, durch räumliche Trennung zweier bis dahin ein Ganzes bildender Völker. Und umgekehrt scheint er der Ansicht zu sein, daß, wo allmähliche Sprachübergänge vorhanden sind, die betreffenden zwei Sprachen oder Dialekte sich durch Differenzierung bei ununterbrochenem Zusammenhange gebildet haben, daß dagegen Wanderungen und zufälliges Zusammenstoßen da anzunehmen seien, wo sich scharfe Sprachgrenzen vorfinden. Unseres Erachtens würde ein solcher Schluß für die Wanderungstheorie zu günstig sein. Eine scharfe Sprachgrenze kann durch zufälliges Auseinanderstoßen entstanden sein, braucht es aber nicht in allen Fällen, sondern kann auch bei immernäherendem Zusammenwohnen in Uebereinstimmung mit Schmid's Hypothese entstanden sein. Ein lehrreiches Beispiel hierfür ist die heutige niederdeutsche Sprachgrenze. Dieselbe ist allerdings, wenn man von den allmählichen Uebergängen im fränkischen Dialekte am Rhein absteht, eine so scharfe, auch für den Laien erkennbare, daß Joh. Schmid in einer Recension eingeladen werden konnte, sich die Sprachgrenze bei Göttingen anzusehen, um sich von der Unrichtigkeit seiner Auffstellungen zu überzeugen. Und doch ist für die Erklärung der niederdeutschen Grenze die Wanderungstheorie völlig unbrauchbar. Diese Grenze beruht allein auf der hochdeutschen Lautverschiebung; vor diesem Ereignisse, das wir etwa in das 7. Jahrhundert zu setzen haben, kann die Grenze noch nicht existirt haben. Die Hochdeutschen und die Niederdeutschen haben damals eine Sprache gehabt, deren Differenz ganz minimal waren, und Völkerverschiebungen haben seit der Zeit dort nicht stattgefunden. Jetzt sind allerdings auf dem größten Theile der Grenze die früher vorhandenen Uebergangsstufen verwischt, zumeist wohl dadurch, daß die mitteldeutschen Dialekte in ihrer Totalität etwas weiter nach Norden gedrungen sind; aber zur althochd. Zeit ist auf der ganzen Linie, wie noch jetzt im Mittelfränkischen, der Uebergang vom Hochdeutschen zum Niederdeutschen sicher ein ganz allmählicher gewesen. Ref. hofft, dieß gelegentlich einmal ausführlicher begründen zu können, und begnügt sich hier damit, auszusprechen, daß ihm noch immer gerade das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen ein Hauptbeleg ist für die principielle Richtigkeit der Auffassung Schmid's, wenigstens er Sprachtrennungen durch Wanderung keineswegs in Abrede stellt und auch sonst Schmid in der Anwendung seiner Theorie auf einzelne Fälle nicht immer zu folgen vermag.

W. B.

Wendel, Hugo, die Aussprache des Französischen nach Angabe der Zeitgenossen Franz I. (Vocalismus). Plauen, 1875. Hohmann. (I Bl., 39 S. gr. 4.) 1 Mk. 60 Pf.

Der Verfasser untersucht die Angaben über die französische Aussprache, welche sich bei den Grammatikern des 16. Jahrhunderts finden. Er unterscheidet drei Serien dreier Grammatiker, Toxy bis Salomon 1529—1553 (1535 P.), Weigret bis la Ramée 1545—1562, S. Stephanus und Beza 1582—1584. Die Ergebnisse der Untersuchung würden uns mehr zufrieden stellen, wenn der Verf. über das Wesen und die Geschichte der Laute im Allgemeinen weniger unklare Vorstellungen befaße. So wird z. B. u geradezu als geschlossenes o, jedes wirkliche o aber als offenes o aufgefaßt (S. 9 f.), so daß „o stets, wenn es nicht durch offengezeichnet war, minus quidem claus quam a, non tamen ita obscure ut u, also offen ausgesprochen wurde“;

gleich darauf geschieht des offenen o der Italiener Erwähnung. Die Laute läßt der Verf. sich unter allen möglichen wunderbaren Einflüssen entwickeln. Mit uralt arischem Vocalnamen wird der französische des 16. Jahrhunderts in Zusammenhang gebracht: „War in den unterdrückten Volksdialekten ein uraltes Samentorn verborgen, das, nachdem die lateinische Zwangserrschaft verfallen, nun unter günstigen Verhältnissen wieder aufblühte, gleich jenen Getreidekörnern, die man in den Pyramiden Oxyptens fand, und die geteilt, also nach Jahrtausenden, ihre Früchte trugen?“ (S. 27). Und geschlossenen Zuständen wird die Vereinfachung der Diphthongen hergeleitet: „So lange die Ritter mit ihren schäblichsten Burgfrauen den Gesängen der Trouvères lauschten, harmonierten die vollen Doppelvocale mit der begleitenden Musik. U. l. i. w.“ (S. 27). Ohne Spur eines Beweises werden Wechselbeziehungen behauptet, so: „Sobald die Diphthongierung sich abzmächte, erobte die Nasalisierung dominierend ihr Haupt“ (S. 31). In Bezug auf die Thatfachen begehrt der Verf. manchen argen Zirkum. Woher weiß er, daß, Rom mit César, Cicero, Augustus, überhaupt den Gebildeten, das u wie u' oder i sprach“ (S. 11)? Dem Altfranzösischen wird zunächst fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt und die Schlußfolgerungen aus den Reimen werden kurzweg als „unzuverlässig“ abgefertigt. Das offene o, verdrängt der Verf., komme im Altfranzösischen gar nicht vor, und S. 29 heißt es: „daß bis in die erste und zweite Periode die so auffällig starke, moderne französische Nasalisierung noch nicht existierte“. In den Zusätzen (S. 33 bis 39) sind allerdings die Untersuchungen, besonders von Gaston Paris, über die altfranzösische Aussprache in Berücksichtigung gezogen worden, ohne daß sich jedoch der Verf. von den einmal entwickelten Ansichten hätte abbringen lassen. Die Abbildung Paul Meyer's über an und en scheint ihm nicht bekannt zu sein. — Die vorliegende Arbeit trägt also das Gepräge der Unreifeit, was besonders stark in der Art des Citirens hervortritt. Kennt der Verf. Littré den „größten Philologen Frankreichs“, so beruft er sich deswegen auf Ferris's Archiv, und bezeichnet er den Merius von Paris als „epochmachend“, so muß dafür Breitinger, Grundzüge der französischen Literatur, Bürgschaft leisten. Unangenehm nimmt sich im deutschen Texte „prononcieren“, „Prononciation“ aus. Viele Stellen zeigen eine bis zur Unreifeit geblühende, schwülstige Schreibweise. Das Ganze schließt mit einer Geschmacklosigkeit ab: „Genua seit das französische Volk sich einbildet „hoch“ „à la tête de la civilisation“ zu stehen, spricht es „hoch““ (mit Hinblick auf die Nasalvocale). H. Sch.ch.-dt.

Rime di Francesco Petrarca sopra argomeni storici, morali e diversi. Saggio di un testo e commento nuovo col raffronto dei migliori testi e di tutti i commenti a cura di Giuseppe Carducci. Livorno, 1876. Vigo. (LV, 175 S. gr. 8.) 3 L.

Niemand gewiß ist zu einer kritischen Ausgabe des Dichters-Philologen Petrarca mehr berufen, als wer selbst die Fähigkeiten und Neigungen des Dichters mit denen des Philologen vereint. Und wo fände sich Beides in so hohem Grade wie bei Carducci? Wir freuen uns, eine glänzende Leistung des verdienten Gelehrten begrüßen zu können, und bebauern nur, daß diese Probe, zugleich das Muster einer Petrarcaausgabe, eben nicht mehr ist als eine Probe. Wenn auch die hier ausgewählten Gedichte Petrarca's durch eine gewisse Gemeinamkeit des Inhaltes verbunden zu sein scheinen, so hat immerhin eine solche Verzierung aus dem Ganzen ihr Mißliches. Settembrini, dessen eifrige Seele nun ausgekämpft hat, spricht sich gegen jede Abänderung der überlieferten Reihenfolge, besonders aber gegen die von Leopardi vorgenommene Abänderung der politischen Sonette und Canzonen auf Entschiedenste aus (Lez. di lett. it. I, 195). In der Veröffentlichung des gesammelten Canzoniere hat Carducci freilich irgend ein äußeres Hinderniß gefunden, über dessen

Natur er am Schlusse des Vorwortes eine allzu geheimnißvolle Andeutung macht. Dieses Vorwort enthält die Geschichte des Canzoniere-Textes; von S. VIII—XVIII werden die Handschriften, von S. XVIII—XLVIII die in vier Perioden abgetheilten Ausgaben beschrieben. Die Zuthat des Herausgebers zum Texte ist, äußerlich betrachtet, eine vierfache. Jedem Gedichte gehen allgemeine Bemerkungen über die Zeit und den Anlaß seiner Entstehung sowie seinen Inhalt voraus. Längere Excurse über Gedichtliches folgen einzelnen Gedichten. Unter dem Texte stehen zunächst die kritischen und dann in ungemiehr Reichhaltigkeit die erklärenden Noten. Carducci hat das Beste, was seine Vorgänger gegeben haben, aufgenommen: sein Commentar sollte zugleich die Geschichte und die Kritik der anderen Commentare enthalten (ein gleiches Princip hat Scartazzini in seiner Ausgabe der Divina Commedia B. II befolgt; in der Ausführung aber weichen beide Herausgeber von einander ab). Von besonderer Bedeutung sind die ungemiehr zahlreichen Hinweise auf die alten Schriftsteller; wie viel hat sich Petrarca aus ihnen aneignen gewußt und wie oft dienen sie dazu, uns über den Sinn seiner Worte aufzuklären (z. B. Horaz Epod. VII zu XX, 57). Die Weisheit Carducci's verbiert unsere ganze Bemerkung, zumal sie sich keineswegs bloß auf Schriftsteller wie Horaz, Ovid, Vergil, sondern auch auf entlegener, und mit Nutzen, erstreckt (vgl. z. B. Florus II, 18 Totam Italiam et Pyrrhum ... una veluti ruina pariter involvit zu XI, 35 E tutto quel ch' una ruina involva). Manches bleibt, uns wenigstens, trotz Carducci's Bemühungen dunkel, so die Terzette des Sonettes VIII. In dem langen Excursu zu XI (Spirito gentili) möchten wir die treffliche Bemerkung über die estimazioni postume, wie deren eine den Cola Rienzi zum Adressaten dieser Canzone gemacht hat, zu allgemeiner Heberzigung empfehlen. Weitläufig gesagt, würde uns auch der Vers No' senza squille s'incomincia assalto in einem Gedichte an einen Mann betreffenden, der es liebt, die Gloden zum Sturme läuten zu lassen. Zuweilen spricht sich Carducci weniger sicher aus, als man erwarten sollte. XII, 9 (Piangano le rime ancor, piangano i versi, was übrigens an eine altlateinische Grabchrift erinnert) gehen doch, ebenso sicher wie XIV, 6, die rime auf die italienische, die versi auf die lateinische Dichtung; entsprechend verhalten sich die Ausdrücke rimatori und poeti. Die Erklärung Leopardi's zu XV, 14 per lei) per la detta impresa gehört wohl, obgleich Carducci Nichts an dieser Stelle hinzusetzt, zu jenen Leopardi'schen interpretazioni che non paion da lui (S. XLV). XV, 23 soll, zufolge von Castaletro, l'età mia nova, dem Titel der so bekannten Schrift Dante's seine Entstehung verdanken; aus mehr als einem Grunde kann dieß nicht der Fall sein. XV, 99 bedeutet per me nicht, wie Fornaciari will, per me stessa, sola, accompagnata dalla Virtù, sondern: „was mich anlangt“. Der Rufm ist, wo er mit der Lugend zusammen auftritt, ein Schatten, ohne sie gar Nichts. Das wird gerade durch die von Carducci angeführte Stelle Petrarca's ganz klar gestellt: Ex his vides umbram per se ipsam esse non posse; das per me der italienischen Stelle kann nicht den Sinn dieses lateinischen per se haben. In dem zu XXII angeführten Sonette hat Monti auch Sonetti XXIV, wenigstens in zwei Versen, nachgeahmt (Fucina di delitti — O fucina d'inganni; So stanco alfin pur Dio non i sottera — So Cristo teco a' l' fine non s'adira). Eine und die andere Stelle hätte vielleicht der Erläuterung noch bedurft; einer ausführlicheren, als die von Verlan gegebene ist, XVI, 89 bis 93. Hier erscheint non già morto in Widerspruch mit chi salvando il suo paese se medesimo difese, worauf es sich doch ebenso bezieht, wie leggiadro ardire. Besonders die grammatischen Anmerkungen könnten erweitert und hier und da auch verbessert werden. Zu VIII, 82 f. cortese di wird eine Stelle Villaniani's angeführt; warum nicht vor Allem eine solche von

Petrarca selbst: XII, 7? Zu XV, 106 hätte gesagt werden sollen, daß chi = si quis ein allgemein romanischer Gebrauch war, der auch im heutigen Italienisch noch fortlebt; Carducci brauchte nur sich selbst zu citieren, S. 93: chi sappia ben vedere. Wie zu XVI, 34 auf die Verbindung mal conosciuto a aufmerksam gemacht worden war, so dürfte dieß auch zu XVI, 56; XXXI, 5 bei invito a gesehen. Zu XV, 13 Tempore Qui, quasi accenti, note armoniche, forse da tempo erscheint uns selbst forse noch zu früh. Ebenso ist die Ableitung des Wortes stropio vom deutschen strapping (?) zu X, 1 jurid-zuweilen. Einige Druckfehler von geringem Belang haben wir gefunden: Seitenzahl XVII für XLVII; S. XLVII, 3 v. u. lingua für lingua; S. 18^b, 3 v. u. 35 für 145; S. 61^a, 3 v. u. Sommer für Sonne; S. 71^b, 3 v. u. non zu viel; S. 85^a, 3 v. u. b. CB1 für UB; ebend. 3, 11 v. u. UB für CB1; S. 90^b, 3 v. u. v für III; S. 106^a, 3 v. u. VIII für IX; S. 119, 3, 10 u. 11 v. u. primier für premier; S. 141^a, 3, 20 v. u. orientantia; S. 143^b, 3 v. u. resumessimo. — Lind wann der ganze Canzoniere? H. Sch.ch.d.t.

Slovo o pilku Iгореv'e. Tekt's* perekladom etc. vidav O. Gogovskij, U. Livovi (Das Lied vom Heereszug Igrors. Text mit Uebersetzung etc. Lemberg, 1876. Selbstverlag. (XLIV, 136 S. gr. 8.)

Das Igorstied, dessen Echtheit wohl jetzt allgemein anerkannt wird, ist eines derjenigen Literaturdenkmäler, mit deren Erklärung man schwerlich je zu einem leidlichen Abschlusse kommen wird. Stil und Sprache, Anordnung und Behandlung des Stoffes bieten die größten Schwierigkeiten; dazu kommt das Malheur, daß die einzige Handschrift im Grunde von Moskau zu Grunde gegangen ist, deren Stelle also die erste Ausgabe vertritt. Ein solches Denkmal reizt natürlich zu fortwährenden Erläuterungs- und Verbesserungsversuchen, und die Literatur darüber (neuerdings von Barjov im Journal des russischen Ministeriums der Volksausklärung, Feste September und October 1876, behandelt) ist sehr umfangreich. Die vorliegende Ausgabe mit Einleitung, Uebersetzung und Noten in kleinrussischer Sprache hat die bisherige Literatur, soweit Ref. dieß übersehen kann, gewissenhaft benutzt und der Herausgeber im Gange mit Kritik das Wahrscheinliche und Werthvolle herauszulesen verstanden, sich auch, was man nur rühmend hervorheben kann, von den mancherlei mythologischen Träumereien, die an das Igorstied geknüpft worden sind, ziemlich fern gehalten. Wer seinen Commentar benutzt, wird durchweg den Eindruck einer nüchternen, sachgemäßen, in den Grenzen des Möglichen bleibenden Erläuterungsweise bekommen. Freilich die große Anzahl dunkler Stellen wird durch Gogonovskij's Commentar wenig vermindert; die Erläuterungen werden bei ihm, wie sie bei seinen Vorgängern waren, an diesen Stellen sprachlich oder sachlich gezwungen, so hält es z. B. Ref. für unmöglich, in dem Satze II, 5 súpala knjazju umú pochoti das letzte Wort als Nominativform aufzufassen, es muß, wenn der Satz nur so zu construieren ist, durch Conjectur pochoti eingeseht werden. Nun ist es freilich mit dem Conjecturieren bei der Beschaffenheit der Uebersetzung ein mißliches Ding; läßt man der Lust zum Uebersetzen freien Lauf, so würde man bald kein Ende finden. Es ist uns z. B. sehr fraglich, ob die in den Text II, 11 aufgenommene Conjectur orloim statt umomi zu rechtfertigen ist; wenn man I, 5 rastékaseti myslju po drevn und II, 11 létajta umomi podu oblaky zusammenstellt, so ist der Ausdruck in beiden Fällen ganz sonderbar, um nicht zu sagen verdetrt, aber eben, daß dieselbe Sonderbarkeit wenigstens vortommt, muß gegen eine Ueänderung bedenklich machen; wenigstens sollte, wenn orloim statt umomi schreibt, das myslju in I, 5 nicht stehen lassen. Ueber die Constatuirung des Textes nach der orthographischen und lautlichen Seite ließe sich mit dem Herausgeber rechten; er wie seine Vorgänger scheinen uns darin